Zeitschrift: Schweizer Ingenieur und Architekt
Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine
Band: 107 (1989)
Heft: 43

Artikel: Rettet die Natur unsere Städte?
Autor: Honegger, Brigitte
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-77193

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

methode hat sich der gebettete Stabzug erwiesen [14]. Es wurden Vorschläge für die Firstlasterhöhung durch vorgegebenen Verfüllvorgang und für eine wirklichkeitsnahe Erddruckverteilung gemacht.

Abschliessend berichtete Dr.-Ing. *B. Pierau*, Aachen, über den «Bau des Tunnels Grosser Busch im Zuge der B 224» [13]. Trotz 24 m Überdeckung wurde der Tunnel (275/26,60/9,50 m) kostengünstiger in offener Bauweise ausgeführt (Bild 4). Eingegangen wurde auf die Sicherung der 34 m tiefen, fast senkrechten Einschnittwände mit 15 bis 35 cm bewehrtem Spritzbeton (12 500 m², 4230 m³ B 25), 12 bis 22 m langen Vorspannankern (1320) ∅ 36 udn 4 m langen SN-Ankern (779) ∅ 22, die Berechnung des Tunnels für die verschiedenen Bauzustände und seine Verformungen, das Betonieren des Tunnels und die Bauhilfsmassnahmen wie Gebirgsinjektionen mit Zementsuspensionen im Kämpferbereich, um die seitliche Stützung des Tunnelgewölbes durch das Gebirge zu verbessern und die Verformungen gering zu halten.

G.B.

Tagungsband:

Die Kurzfassungen der Vorträge sind im Band «Planung und Bau von Strassentunneln in bergmännischer und offener Bauweise – VSVI-NW Seminar 6/88–89 + VI. Kolloquium für Bauverfahrenstechnik» (67 Seiten DIN A 4 mit 42 Bildern, 2 Tabellen und 9 Quellen) abgedruckt. Bezug: Institut für konstruktiven Ingenieurbau, Ruhr-Universität Bochum, Postfach 102 148, D-4630 Bochum, Ruf (0049) 234/700 60 97

Rettet die Natur unsere Städte?

Die grüne Stadt – dies war das Thema eines Symposiums in der schönen alten Limmatstadt Baden, veranstaltet Ende September vom Verband Schweizerischer Baumschulen aus Anlass seines 75jährigen Bestehens. Sind unsere Städte noch wirkliche Lebensräume, oder lassen wir die einstigen Gründungen der «Polis» – räumlich und politisch klar definierte Gebilde – zu babylonischen Krebsgeschwüren verkommen? Können wir mit Grün auf dem Dach und vor den Fassaden Städte der Zukunft gestalten? Unsere heutigen Stadträume stecken voller Probleme, und so war es nicht verwunderlich, dass die Vorstellungen der einzelnen Referenten (übrigens befand sich keine einzige Frau darunter!) teilweise recht weit auseinanderklafften.

Der Tagungsort in der kleinen aargauischen Bäderstadt entsprach dem vorgegebenen Thema aufs beste. Das Kurtheater liegt am Rande eines grossen Parks; zum Mittagessen im Stadtcasino spazierte man durch ebendiesen, und unten an der Limmatpromenade fand man sich zum letzten Ereignis der Tagung ein, zur Vernissage der Ausstellung «Huntertwasser-Architektur – Realisierbare Utopien». Baden, Du hast es anscheinend noch gut!

Stadtprobleme – trotz wachsender Grünflächen

Begrüsst wurden die mehr als 400 Teilnehmer durch den Badener Stadtammann *J. Bürge* sowie von Veranstalterseite vom Verbandssekretär *Dr. A. Altwegg*. Dann ging es hinein – oder eher hinaus – ins Thema.

Aus der Praxis erfahrener «Stadt-Profis» stammten die ersten drei Referate, nämlich von zwei Stadtoberhäuptern *P.-R. Martin*, Stadtpräsident von Lausanne, und *N. Gormsen*, Alt-Bürgermeister von Mannheim, sowie vom Berner Stadtgärtner *F.J. Meury*.

Die meisten alten Städte Europas waren in ihren Gründungszeiten nicht grün, sondern der Natur abgerungene, befestigte Bereiche. Erst durch die Industrialisierung und durch die Erschliessung mit der Eisenbahn begannen sich die Städte auszudehnen und in die umgebende Landschaft vorzudringen. Es konnten die kahlen, monotonen Quartiere der Mietskasernen entstehen. Erst danach erwachte der Ruf nach Licht, Luft, Sonne und Grün. Neue, meist nach Ende des 2. Weltkriegs entstandene Stadtteile wurden manchmal gar so grün, dass sich die Stadt als Bau- und Raumfolge aufzulösen begann. Vielerorts sind die völlige Zersiedelung des Umlandes und der Verlust an Urbanität die Folgen.

Alle drei der an der Tagung vorgestellten Städte besitzen seit vielen Jahren eine «Grünplanung». Hierzu gehören der Schutz und wenn möglich die Vermehrung bestehender Grünanlagen, seien es klimawirksame Freiflächen, Grünflächen für Sport und Freizeit oder Begrünungsmassnahmen für Wohnquartiere. Überall, so ging aus den Voten klar hervor, bemühen sich die Verantwortlichen, die spezielle Eigenart der Städte zu betonen und historisch und topographisch bedingte Grünanlagen zu erhalten. Dies kann nur durch politische, gesetzliche und finanzielle Programme erfolgen. Wichtig scheint dabei vor allem ein Einbezug der Bürger, denn wo Schutzverordnungen, Umgestaltungen, manchmal sogar Enteignun-

Bild 1. In die naturfreundliche Gesamtplanung des SKA-Verwaltungszentrums «Uetlihof» wurden selbstverständlich auch die Lichthöfe einbezogen (Bild: SKA)

Bild 2. Heute ist auf Flachdächern fast alles möglich: Vom Kräutergarten bis zur «Parklandschaft» kann die Palette reichen (Bild: Sarnaoptima)

1973	1987
1. Wohnverhältnisse	1. Saubere Luft
2. Ruhe	2. Viel Grün (Wiesen, Bäume)
3. Einkaufsmöglichkeiten	3. Gute Erschliessung mit öffentlichem Verkehr
4. Verkehrsverhältnisse	4. Ruhige Gegend
5. Landschaftliche Lage	5. Wenig Verkehr
6. Grünflächen	6. Sichere Gegend (keine Kriminalität)

Bild 3. Umfragen in der Agglomeration Zürich: Wohneigenschaften in der Reihenfolge ihrer Bedeutung

gen nötig sind, braucht es Verständnis, Anregungen und Beteiligung der Bevölkerung, soll es nicht zu grösseren Konflikten kommen. Stadtgärtner *Meury* erwähnte hierzu als kleines Beispiel die Aktion eines Vereins im vergangenen Jahr («Bern wird noch grüner»), die ein voller Erfolg wurde: «Jedermann durfte eine Idee eingeben, wie noch mehr Grün in der Stadt Bern erreicht werden könnte. Es sind 400 Begrünungsvorschläge eingegangen, wobei 44% Baumpflanzungen betrafen. Alle andern beinhalten Ideen wie Fassadenbegrünungen, Aufbrechen von asphaltierten Flächen, Umnutzen von Restflächen und Abstandsgrün usw. Alle diese Vorschläge wurden von der Stadtgärtnerei überpfüft und abgeklärt, ob die Möglichkeit besteht, diese Vorschläge auch zu realisieren.»

Bei all den immer grösser werdenden Problemen unserer Städte auf der anderen Seite des Spektrums - den wachsenden Umweltsorgen, dem nach wie vor anschwellenden Verkehrsvolumen - «haben die meisten Bürger mehr Verständnis für die Bedeutung von Grün und Natur, sie sind sensibler geworden für alle Umweltschäden und allergisch gegen unnötige Eingriffe in Grün und Landschaft», wie *N. Gormsen* aus Mannheim ausführte. Jedoch: «Das macht es dem Stadtplaner nicht immer leichter, die nach wie vor notwendigen Pläne für neue Baugebiete, Umgehungsstrassen usw. zu erarbeiten und letztlich auch politisch umzusetzen.»

Die Schlussfolgerungen aus Lausanne zu diesen Problemen von *M. Martin* scheinen bedenkenswert: «Il faut insister ici sur la manière dont sont (trop souvent) conçus les ensembles immobiliers. On concentre mal. Je veux bien que, lorsque le terrain se fait rare, on bâtisse de manière concentrée. Pas forcément en hauteur, mais de façon à obtenir des structures plus denses. En zone urbaine, cette méthode se révèle d'ailleurs la seule possible ou envisageable si l'on veut construire à moindre prix et loger tout le monde.»

Und zum Thema der Zersiedelung, das bekanntlich zu den täglichen Verkehrsproblemen gehörig beiträgt, führt er aus: «En milieu urbain actuellement, nous nous heurtons à d'épineux problèmes à cet égard. Le trafic public et le trafic privé se font concurrence alors qu'ils devraient se montrer résolument complémentaires. Le trafic occupe trop d'espace en surface, alors que ce périmètre pourrait être consacré à la construction de logements et aux zones vertes.»

Das Grün mitten unter uns

Wie löst ein Bauherr den Wunsch nach mehr Grün am Arbeitsplatz? Ist man dabei in einer so komfortablen Lage, wie die Schweizerische Kreditanstalt bei der Gestaltung ihres Verwaltungszentrums «Uetlihof» am Fusse des Zürcher Hausberges, dann kann ein beispielgebendes Projekt entstehen. Diese Chance wurde hier genutzt: Ein riesiger, moderner Bürokomplex für über 3000 Mitarbeiter riss dank seiner naturnahen Gestaltungsweise in einer empfindlichen Stadtrandlage keine unzumutbare Wunde.

Rudolf Lamm, SKA-Direktor und Projektleiter des Baus bis 1985, liess in seinen Ausführungen das Engagement spüren, das ein konsequentes «Grünkonzept» für ein derartiges Bauvorhaben braucht (Bild 1). Er betonte vor allem die Wichtigkeit eines festen Konzepts für Planung, Bau und nachmalige Benutzung sowie die Notwendigkeit klarer Anlaufstellen für alle dabei auftauchenden Probleme innerhalb der Firma. Im Uetlihof konnte und kann dies durch die Gründung einer Oeko-Gruppe erreicht werden, die von der Geschäftsleitung getragen wird. Diese «Lobby», zu der auch aussenstehende Fachleute und Anwohner gehören, nahm aktiven Einfluss auf das Projekt und die verschiedenen Bauetappen. Sie befasst sich auch heute noch mit ökologischen Fragen rund um den Uetlihof und konnte Mitarbeiter und Unterhalts-Angestellte mit ihrer Arbeit überzeugen. Im manchmal täglichen «Clinch» zwischen Natur-Interessen und menschlichen Vorstellungen (oft einfach Bequemlichkeit) gilt es immer wieder abzuwägen und Lösungen zu finden.

Hier nur einige kurze Stichworte, um die vielfältigen Aspekte einer solch grossen Grün-Überbauung anzudeuten: Umgebungsflächen: Naturschutzzone (Stadt Zürich) 4500 m; Dachbegrünung 17 500 m; übrige Grünflächen 30 000 m; Weiher und Tümpel 1500 m. Der Pflegeplan umfasst notwendige Arbeiten für Gewässer, Hecken, Gehölze, Wiesflächen und Dachbegrünungen. Das Inventar der Fauna führt auf: Schafe, Marder, Igel, 14 Vogelarten, Amphibien und Reptilien.

«Grün auf dem Dach» beispielsweise muss jedoch sorgfältig geplant und angelegt werden. Mit diesem ganz praktischen Aspekt beschäftigte sich das Referat von Dr. *R. Fehr* von der Sarna AG. Der Nutzen begrünter Dachflächen wird heute mehr und mehr anerkannt. Ihre positiven Aspekte sind einerseits ökologischer Natur (wie die Fähigkeit, Feuchtigkeit zu speichern, wichtige Punkte für Stadtklima und Regenwasserrückhaltevermögen), anderseits bieten sie wichtigen Lebensraum für die Kleintierwelt und ergeben wohltuende, ästhetische Erscheinungen im übrigen Grau der Städte.

Dachbegrünung und -abdichtung bilden ein Gesamtsystem, das schon in der Planungsphase als Ganzes konzipiert werden sollte. Nur sorgfältig geplante und ausgeführte Flachdachsysteme sind Garanten für die funktionstüchtige Begrünung. Je nach Aufgabe und Anforderungen stehen eine ganze Reihe verschiedener Begrünungsarten zur Auswahl (Bild 2). Die Realisation gehört in die Hände von Fachleuten.

Auf die gesundheitlichen Aspekte der grünen Stadt ging sodann Prof. Dr. *H.U. Wanner* von der ETH Zürich ein. Liegen darin Wege zur Erhaltung und Förderung der Gesundheit ihrer Bewohner? Wobei unter Gesundheit nicht nur die Abwesenheit von Krankheit, sondern ein Zustand körperlichen, geistigen und sozialen Wohlbefindens verstanden werden sollte.

Störungen im täglichen Lebensbereich (Lärm) und Umweltbelastungen (Luftverschmutzung) machen heute vielen zu schaffen. Sie bringen negative Folgen für die Gesundheit, die noch verstärkt werden durch Bewegungsmangel und Verluste von «Freiräumen». Traurige Erscheinungen unserer lebensfeindlichen Umwelt sind auch die Statistiken der Verkehrsopfer mit den am meisten betroffenen Fussgängern und unter diesen vor allem Kinder und Betagte.

Wie sich die begehrten Wohneigenschaften in ihrer Bedeutung wandeln können, zeigte Prof. Wanner am Vergleich von Umfragen aus den Jahren 1973 und 1987 in der Agglomeration Zürch (Bild 3). Saubere Luft und grüne Umgebung nehmen heute einen vorrangigen Stellenplatz in den Vorstellungen der Bevölkerung ein. So liess sich auch aus präventivmedizinischer Sicht zusammenfassen, dass unsere Städte wohnlicher und sicherer zu gestalten seien, und viel Grünraum dabei gewiss eine wichtige Forderung ist.

«Grün in der Stadt» als Tropfen auf den heissen Stein?

Aus Anlass des 75-Jahr-Jubiläums des VSB wurde im August 1989 eine Pilotbefragung zum Thema «Die Grüne Stadt» unter Stadtbewohnern (Zürich, St. Gallen, Genf) durchgeführt. Die nun vorliegende Studie ist zwar statistisch nicht repräsentativ, zeigt jedoch ernstzunehmende Einstellungen und Trends auf. Vorgestellt wurden die Ergebnisse durch Dr. *H.-P. Doebeli* vom Dichter-Institut Zürich.

Um es voranzustellen: Aus den Fragen, die die städtische Bevölkerung derzeit am stärksten beschäftigen, stechen die Umweltproblematik und die Boden- und Wohnungsmarkt-Situation klar hervor. Andererseits scheinen Lösungsansätze wie etwa die Idee vom «verdichteten Bauen» noch kaum bekannt. Hier stösst man beim Bürger eher auf die Haltung «nicht noch mehr Beton». Ein positiver Aha-Effekt entsteht erst bei mehr Information, die offensichtlich in breitem Rahmen dringend nötig wäre. Dass in diesem Problemkreis die Wohnlichkeit der «grünen Stadt» oder des «grünen Quartiers» eine interessante Chance darstellt, gilt es bewusst zu machen.

Bild 4. Das Verwaltungsgebäude der Ciba-Geigy in Basel (Architekt: Burckhardt und Partner) empfängt Besucher und Angestellte mit viel Grün

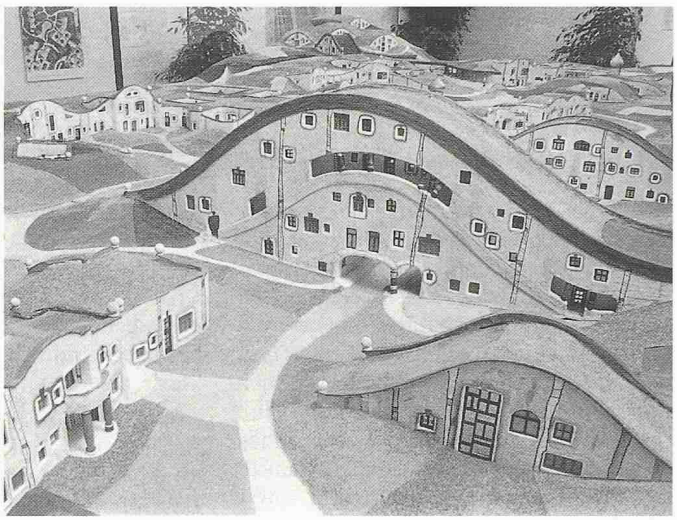

Bild 5. Friedensreich Hundertwasser entwirft «Realisierbare Utopien». Hier ein Ausschnitt seines Hügelwiesenland-Modells, erstmals vorgestellt an der Ausstellung in Baden (Bild: Gessler)

Aus der Sicht der Befragten werden vor allem Massnahmen zur Verbesserung der Wohnqualität begrüsst. Man will «kein Grün zum Anschauen» (hinter Blumenrabatten, Strassenbäumen und Rasenflächen werden Fragezeichen gesetzt), freut sich jedoch über alle grünen Einrichtungen, die in unmittelbarer Umgebung der Wohnung menschliche Kontakte fördern (benutzbare Vorplätze, Grillplätze), und auch ein grüner Arbeitsplatz gilt als sehr attraktiv.

Interessant an dieser Befragung ist allerdings die Ansicht, dass alles eingeplante Grün kein Ersatz für die freie Natur ist. Vor allem der Wochenend-Ausflug in die nahen und weiteren Erholungsgebiete ist für viele Stadtbewohner Bedürfnis und Regel geworden. Und hierzu erlaubt die Untersuchung die vielleicht zentrale Feststellung, dass ungeachtet aller Umweltprobleme dem Auto weiterhin eine hohe Wertstellung zukommt. Auch Begrünung wird nur akzeptiert, wenn dadurch z.B. das Parkplatzangebot nicht eingeschränkt wird. Die Befragung macht deutlich, dass der Widerspruch zwischen Autobenützung und Umweltbekenntnis durchaus wahrgenommen wird, die Prioritäten jedoch weitgehend ungebrochen beim Auto liegen. Herr und Frau Schweizer wollen für daraus resultierende Umweltschäden lieber zahlen, als sie zu vermeiden und zu bekämpfen.

«Wo bleibt der Zukunftsblick, Herr Architekt?»

Architekt Prof. *M. H. Burckhardt* hielt sich für seinen Vortrag «Die Stadt der Zukunft, Optionen und Aussichten des Lebensraumes Stadt» an das Beispiel der Schweizer Stadt und ging besonders auf die Entwicklung von Basel ein, wo sich gewiss Parallelen zu vielen anderen Orten erkennen lassen. Ein kurzer baugeschichtlicher Exkurs ans Rheinknie zeigte, wie überall in Europa, die gewaltige Zäsur, die der Anbruch des technischen Zeitalters in der Mitte des letzten Jahrhunderts für die Stadt bedeutete.

Die veränderten Massstäbe und die – scheinbare – Grenzenlosigkeit menschlichen Tuns bewirkten, «dass die Bürgerschaft der Polis Basel die Kontrolle über deren immer hektischer werdende städtebauliche Verformungen zu verlieren meinte». 1960 stellten deshalb Exponenten der sog. Fachverbände einem von den Behörden vorgelegten «Gesamtverkehrsplan» einen «Gesamtplan» gegenüber, in dem eben nicht der Verkehr, sondern der Mensch das wichtigste Ziel einer Stadtentwicklung sein sollte. Diese Vision versuchte, Basel als Lebensraum einen gangbaren Weg aufzuzeigen. Zur Verwirklichung kam es nie. Die bestallte Planungs-Hierarchie verweigerte der Idee die Gefolgschaft. Der Schwung der jungen Planer von damals ging verloren. Im Kleinen, am einzelnen Objekt, wurde versucht, durch eine angemessene Massstäblichkeit und auch durch Grün als architektonisches Gestaltungsmittel Basel ein eigenes, wohnliches Gesicht zu erhalten (Bild 4).

Als letztes stellte sich der Architekt selbst die Frage: «Wo bleibt der grosse Zukunftsblick, der grosse Wurf?» Und er antwortete: «Meine Erkenntnis liegt klar zutage. Ich glaube an die Kraft der liberalen Polis, welche sich von Generation zu Generation ihr Gesicht neu schafft ... Die Schweizer Städte sind lebendige Wesen.»

Ein abgeklärtes Votum. Aber: Soll man Entwicklungen also einfach hinnehmen, wie auch immer sie sich manifestieren? Falls Zukunftsplanung überhaupt etwas mit «Glauben» zu tun hat – auf diese Weise versetzt sie offensichtlich keine Berge.

Unsere Städte – Trugbilder der Funktionalität!

Alles andere als abgeklärt dann der letzte Vortrag dieses farbigen und anregenden Symposiums. Sich selber als Ankläger, Verteidiger und Richter fühlend, betrat der österreichische Künstler *Friedensreich Hundertwasser* die Bühne.

Den Zuhörern flogen seine provokanten Thesen nur so um die Ohren. Auf die Anklagebank setzte er Architekten und Bauherren, die unsere Städte zu «betongewordenen Schnapsideen» verunstaltet hätten. In den Bauabrechnungen berücksichtige man die ebenfalls zu Buche schlagenden Faktoren wie Energieaufwand, Dreck, Knebelung der Kreativität der Bewohner, Neurosen und Stadtflucht nicht. Die Rechnungen dafür würden uns allerdings sicher, wenn auch später, präsentiert.

Als Verteidiger der Natur plädierte Hundertwasser für harmonische Häuser im Einklang mit natürlicher Schönheit, was allerdings nichts mit «sauber» und «steriler Geradlinigkeit» zu tun hätte. Wir sollten vielmehr die Natur wirken lassen und miteinbeziehen als gleichwertigen Partner, der einen eigenen Spielraum brauche. Das könnte uns vielleicht davor bewahren, die Paradiese immer woanders zu suchen und auf dem Wege zur möglichst unberührten Natur auch unterwegs noch alles kaputtzumachen.

«Alles, was waagrecht unter freiem Himmel ist, gehört der Natur», heisst einer der sieben Punkte im «Friedensvertrag mit der Natur», den der Künstler vorschlägt. Nach dem Motto «Wir begeben uns unter die Erde, nachdem wir sie uns solange untertan machten!» besitzen alle Hundertwasser-Häuser – diese zum Teil «realisierten Utopien» – denn auch voll begrünte und begehbare Dächer und Balkone (Bild 5).

Für die abschliessende Podiumsdiskussion unter der Leitung von *Hans Peter Meng*, an der auch Zürichs Stadtpräsident Dr. *Thomas Wagner* teilnahm, war das Feld also weit abgesteckt. Die Meinungen zu einzelnen Fragen prallten zwar aufeinander; man war sich gar nicht so einig, wie viel und wo Grün für unsere Städte das richtige Rezept sei. Und doch schien jedem der Teilnehmer als Idealzustand vorzuschweben, dass es für das Gedeihen von Städten vor allem wichtig sei, wie sich die Bewohner fühlen, ob heimisch, wohl, geborgen und identisch mit ihrem Wohnort. Wieder fiel der Ausdruck «Vision», diesmal vom Motiv-Forscher Dr. *Doebeli*, der sie der Polarität der Wirklichkeit entgegenstellte. Und da tauchten dann die Probleme vom Verkehr, der Überbevölkerung, der sturen Reglementierungen, der Umweltzerstörung wie böse Geister auf.

Recht abrupt, nach dem programmierten Blick auf die Uhr, wurde das lebhafte Gespräch abgebrochen. Die Symposiums-Teilnehmer hatten aber auch so genug Anregungen erhalten. Zudem galt es noch, die am gleichen Abend in Baden eröffnete Hundertwasser-Ausstellung «Realisierbare Utopien» zu besichtigen.

Brigitte Honegger